

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte

**Band:** 61 (1981)

**Heft:** 5: Max Frisch, "nicht ganz leicht zu feiern"

**Artikel:** Bürger Frisch

**Autor:** Muschg, Adolf

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-163756>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 11.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

erweitertes, bewussteres Gespür für unmittelbar Gegenwärtiges gab, ja mich solches gelegentlich erst erkennen liess auf eine Weise, wie mir das ähnlich eine Zeitlang nur noch Peter Handke vermittelte.

Erst das Stück «Triptychon» in seiner serenen, weitgehend abstrahierenden Form und die Erzählung «Der Mensch erscheint im Holozän» in ihrer zeitlichen Weiträumigkeit und ihrer fast resignierenden Bereitschaft, den Helden in Überindividuelles einzuordnen, konnte ich frei lesen, befreit sowohl von einschliessender Suggestion durch den Text, wie auch von dem sonst nach jeder Frisch-Lektüre sich einstellenden Bedürfnis nach Transzendenz in irgendeiner Form. Für mich sind das Anzeichen dafür, dass Max Frisch ein solches über sich und den Leser hinausführendes vertikales Element selber schon in diese jüngsten Arbeiten eingebaut haben muss.

#### ADOLF MUSCHG

#### Bürger Frisch

NZZ, 4. März 1981: Ich lese, dass der Nationalrat vom Bericht über einen Herrn Bachmann Kenntnis genommen habe. Zu deutsch: ein Mann, dessen Phantasie im Eidgenössischen Militärdepartement viele Jahre brauchbar, eines Tages aber peinlich gewesen war, wurde fallen gelassen aus Abschied und Traktanden. Die Nachrichten, mit denen er hatte dienen wollen, gerieten ihm unversehens zum Bärenservice an seiner Schweiz. Er hatte sie mit seinen Cloak-and-Dagger-Geschichten zum Land europäischen Lächelns gemacht; am Ende hatte die Welt der Verschwörungen, in der er sich bewegte, für ihn nur noch die Rolle des Mohren übrig, der gehen muss.

Das Ende einer Karriere. Was hat sie mit dem 70. Geburtstag von Max Frisch zu tun?

Zum Beispiel dies: vor elf Jahren war einmal ein Werk dieses Herrn Bachmann erschienen, in einer Auflage, von der selbst Max Frisch nur träumen könnte: dreisprachig, gratis wurde es in alle schweizerischen Haushaltungen verteilt und war in mancher Hinsicht ein Meisterwerk. Denn obwohl der Bund die Kosten und die Eidgenössische Druck- und Materialzentrale den Versand übernahm, genoss Herr Bachmann das Privileg eines privaten Verlags; er genoss auch die Protektion hochgestellter

Militärs und ziviler Professoren. Viele von ihnen hatten dem Werk nicht nur «ihre Unterstützung geliehen», wie das Impressum meldete, sondern auch ihre Mitarbeit. Unter ihnen Dr. h. c. Maurice Zermatten, damals Präsident des Schweizerischen Schriftstellersvereins. «Zivilverteidigung» hiess die rostrote Kunde, die Herr Bachmann an sämtliche Mitbürger ergehen liess, um ihnen andere, damals notorische rote Büchlein für immer zu verleiden. Denn «Zivilverteidigung» hatte den Zweck, sie für die Katastrophe sowie gegen innere und äussere Feinde zu rüsten. Und Herr Bachmann, der Gesamtautor, verstand es, auch sachdienliche Informationen so plastisch aufzumachen, dass die Schweiz über Nacht von Feindbildern zu wimmeln begann. Erinnert man sich?

«Quiblinger ist beruflich sehr fähig und intelligent. Er hat politisch mehrmals erfolglos kandidiert und ist in der Armee wegen gewisser Unkorrektheiten zur Disposition gestellt worden.»

Prophetische Sätze, damals nicht gemeint in eigener Sache. Mit solchen Farben verstand er die Notlage schon ein wenig herzustellen, gegen die er uns zu schützen versprach. Auf die Intellektuellen empfahl er ein scharfes Auge zu haben, sonst konnte es eines Tages zu spät sein. «Zwei jüngeren Schriftstellern» liess er folgendes widerfahren:

«Sie hatten vor der Besetzung (i. e.: der Schweiz) zu den Avantgardisten gehört und europäischen Ruf genossen. Da sie die Zustände in der Schweiz oft zynisch glossiert hatten, schrieb man ihnen Sympathie zur Ideologie der jetzigen Besatzungsmacht zu.» Zu Unrecht: Bachmann weiss zu berichten, dass sie sich jetzt als Patrioten zu erkennen geben, und lässt sie mit «langjährigen Zuchthausstrafen» dafür büßen, dass sie das Licht seiner Abwehrbereitschaft nicht schon früher gesehen hatten, in Albert Bachmanns unaufhörlich bedrohter, aber freier Schweiz.

Die Schweizer Schriftsteller, unter ihnen Max Frisch, haben dem roten Büchlein diese zweideutige Ehrenrettung damals nicht gedankt. Sie haben sich von Zermattens Schriftstellersverband getrennt; das rote Büchlein wurde, unfreiwillig, zum Gründungsdokument der «Gruppe Olten». Das war 1970.

1981 referiert die NZZ die Schlussbemerkung von Bundesrat Chevallaz, Bachmanns höchstem Vorgesetzten, wie folgt: «Wahrscheinlich hätte man in der Tat das ‚rote Büchlein‘ aufmerksam lesen müssen, bevor man Bachmann beförderte.»

In der Tat. Vielleicht hätten es die Behörden aufmerksam lesen müssen, bevor sie es als Kind ihres Geistes, als eiserne Ration für den Notfall, unter die Leute brachten. Die Schriftsteller *haben* es damals gelesen und ernst genug genommen, um Konsequenzen daraus zu ziehen.

Schadenfreude, Rechthaberei? Nein, ich möchte Max Frisch heute nicht

zum Kopf Herrn Bachmanns gratulieren; das mögen diejenigen tun, die ihm diesen Kopf galoniert haben, als er ihn noch hoch tragen durfte. Die Satire, die in seinem Fall steckt, hat nur die Realität erfinden dürfen; dass ein Schriftsteller sie ihr nachschreibe, braucht kein hoher Bundesrat zu befürchten. Autoren wiederholen sich nicht gern. Es sei anstrengend, böse zu sein, schreibt Brecht in einem Gedicht; es ist auch unlustig, recht zu behalten. Ohnehin würde kein mir bekannter Schweizer Autor den Hohn über Herrn Bachmann so weit treiben wie Herr Chevallaz, sein Vorgesetzter:

«Heute weiss man, dass er (Bachmann) kein James Bond war, und dass er besser daran tut, nun in Irland Schafe zu züchten.»

Für so viel Bonhomie muss man den rechten Humor haben: so einen hat Frisch nie aufgebracht. Herr Bachmann wäre ihm auch als James Bond nicht gut genug gewesen, und er hätte nicht, wie Herr Chevallaz, so leicht vergessen, dass jene Schafweide immerhin dem hohen Bundesrat als grünes Exil zugeschlagen war, im Ernstfall, für den Herr Bachmann wirkte.

Zwei Schriftstellerprofile. Bachmanns Fall zeigt, wohin die Phantasie gerät, wenn sie sich in den Dienst der Macht stellt. Frisch zeigt, was sie riskiert, wenn sie es nicht tut. Dass sie dann recht behält, heißt natürlich nicht, dass sie recht bekommt. Frischs «Bachmann»-Berichte sind, ohne Namensnennung des Helden, schon 1972 und 1974 erschienen, unter den Titeln «Tagebuch 1966–1971» und «Dienstbüchlein». Sie charakterisieren – oft in einem Nebensatz – das Klima, in dem die Bachmanns aufsteigen und fallen können. Der Dank des Vaterlandes steht noch aus.

Ja, Frischs 70. Geburtstag wird – anders als der 60. Dürrenmatts – hierzulande nicht ganz leicht zu feiern sein. So unbestritten sein Weltruhm, so wenig ist daran, was sich die offizielle Schweiz gutschreiben könnte. Dass der rote Pass nicht genügt, fällt bei ihm stärker auf als bei andern, weil ihm dieses Papier bekanntlich nie gleichgültig war. Er hat nicht nur die Staatsbürgerschaft zum Thema gemacht, sondern die Heimat. Er betrachtet diesen Pass als Gutschrift für eine Idee der Schweiz, an der sich die reale Schweiz messen lassen muss. So kommt das Paradox zustande, dass Frischs amerikanische, russische oder deutsche Leser nie auf den Gedanken kämen, er sei kein Patriot; am wenigsten beim «Dienstbüchlein». Dieser Zweifel ist ein schweizerisches Privileg. Und um den Fall noch schwieriger zu machen: Frisch lässt sich treffen von diesem kuriosen Verdacht, kein hinreichender Patriot zu sein; er hat nicht gelernt, ihn zu ignorieren. Bachmann, für dessen Phantasie man bezahlt hat, kann man in Bern entlassen; die unverlangte Phantasie von Max Frisch nicht. Er hält fest an seiner merkwürdigen Empfindlichkeit zugunsten einer Schweiz, die man nicht bloss verteidigen, in der man auch leben kann. Weil er auf die Schweiz als mögliche Heimat

fixiert ist, hört er nicht auf, ihren offiziellen Vertretern – nicht nur ihnen, aber ihnen unerbittlich – Niveau zuzumuten, auch in der Gegnerschaft, im Widerspruch. Und es ist erschreckend, wie leicht er viele von ihnen damit zu Feinden kriegt; wie der offene Widerspruch verstummt und zum schweigenden Ressentiment wird. Man liebt Frisch nicht dafür, dass er sich die Schweiz liebenswürdiger wünscht. Sein Weltruhm wird in der Schweiz nur geduldet, geniesst allenfalls den Respekt des gut zahlenden Gastes. Frisch gilt als sicherer Wert, gewiss, man kauft ihn. Aber die Vorurteile existieren so ungestört weiter, als gäbe es seine Bücher nicht. Dürrenmatts Schockbehandlungen sind vergleichsweise populär geworden; der Weltuntergang richtet sich ja nicht gegen die Schweiz. Aber Frisch rechnet ihr ihre Geschichte nach und macht sie dafür verantwortlich. Ross und Reiter sind bei ihm nicht apokalyptische Grössen, er nennt sie mit Namen, und er nimmt sie beim Wort. Unbehagen im Kleinstaat? Es ist nicht Grösse, was er an der Schweiz vermisst, sondern Format. Das Format hätte eine Antwort darauf. «*Lui aussi, c'est la France*» – de Gaulles Kommentar zu Sartre, seinem Widersacher. Dass Frisch *auch* die Schweiz ist, steht in Literaturgeschichten; als Schriftsteller mag er ja gross sein; als Mitbürger – soll er lieber ein grosser Schriftsteller bleiben.

Gutmütige nennen ihn empfindlich; sie halten Empfindlichkeit für eine Privatsache. Dass sie ein öffentliches Gut sein könnte, zu dem man nicht ihm, aber der Schweiz gratulieren könnte, ist keine verbreitete Ansicht. Sympathie mit dem Schriftsteller fällt nur so lange leicht, als er in eigener Sache empfindlich ist; sie kostet etwas, wenn er das Bankgeheimnis so persönlich nimmt wie eine Ehegeschichte, den Waffenexport so genau wie einen Sommernorgen – wenn ihn, mit einem Wort, sein Erfolg als Schriftsteller nicht entlastet von seiner Unzufriedenheit als Mitbürger. Und sollte diese Unzufriedenheit begründet, also nicht einfach neurotisch sein – sollte sie also nicht Frisch zulieb, sondern im allgemeinen Interesse ernst genommen werden müssen, so gibt es sehr viel zu tun, bevor es etwas zu feiern gibt. Eine Feier, zu der bis an die Zähne gerüstete Polizisten Wache stehen müssen, wird es zum Beispiel nicht geben.

Feste müssen auch fallen können, wenn sie nicht zu feiern sind. Es war vielleicht etwas beschämend, wie schwer sich das sogenannte Kulturleben der Schweiz seit einigen Jahren mit dem Feiern Frischs getan hat; ganz unehrlich war es nicht. In der Verlegenheit war immerhin der Stachel einer Verpflichtungen spürbar, die man anerkannte, indem man sich gegen sie sperrte – auch wenn man Beleidigung nicht als Kulturmerkmal ausgeben soll. Frischs Arbeit vermittelt auch demjenigen, der *nicht* lesen will, die unbequeme Ahnung, dass ernst zu nehmende Literatur nicht mit «Kulturleben» zu verwechseln ist, ja gerade mit diesem besonders wenig zu tun hat;

dass sie – jedenfalls in der Neuzeit – viel eher einen *Mangel* an wirklicher Kultur anmahnt; an alltäglicher Lebenskunst und spontaner Gemeinsamkeit. Die hohe Kunst, die hohe Literatur ist ein Ausnahmezustand, der nicht *nur* zu loben ist; denn auch im Gelingen, gerade im Gelingen, bestätigt er den Verlust einer humanen *Regel*. Die «Empfindlichkeit» hat sich ein Gefühl für diesen Zusammenhang bewahrt und hält daran fest, auch gegen die besten Gründe ihres Ruhms. So wenig Frisch – um noch einmal «Zivilverteidigung» zu zitieren – die Zustände der Schweiz jemals «zynisch glosiert» hat, so wenig ist er ein «Avantgardist». Die Radikalität seiner Arbeit beruht auf der Anerkennung einer Kultur-Schuld; nicht nur bei sich, aber zuerst bei sich. Seine Kunst *gelingt* in dem Mass, als sie Erinnerung an das *Mögliche* ist: Fiktion als Utopie.

Hierzulande hätten wir's lieber andersherum: Utopie als Fiktion. Verbindlich zu träumen, gilt als unschweizerische Aktivität; aber darf man sich wundern, wenn unruhige Jugendliche – und nicht nur sie – mit dieser Schwundstufe von Realismus nicht mehr leben können? «Man ist nicht realistisch, wenn man keine Idee hat» – die Schweiz, die Frisch meint – Stichwort 1848 – hatte eine Idee; die Stadt, die er in den fünfziger Jahren bauen wollte – statt einer «Landesausstellung» – wäre *nicht* aus jenem Beton gewesen, den heute Parolen der Sprayer bedecken. Es ist anstrengend, recht zu behalten; es ist, für einen Schweizer Schriftsteller, unwahrscheinlich, dass er recht bekommt. Es mag ein Traum gewesen sein, dass die Phantasie an die Macht komme; aber wenn er die Realisten der sechziger Jahre aus ihrem gerechten Schlummer geweckt hätte, brauchten sie heute nicht so schlecht zu schlafen.

Ich stelle mir vor:

In hundert Jahren – wenn die Zivilisation so lange hält, und wenn sie dann noch liest – werden Frischs Werke zu den Quellen der Vergangenheit, unserer Gegenwart, gehören. Man wird ihnen – nicht der «Zivilverteidigung», nicht parlamentarischen Protokollen, keinem Parteiprogramm – entnehmen, wie es auf diesem Fleck der Welt zugegangen, wie es *wirklich* gewesen ist. Was den Zeitgenossen wie Fiktion oder Provokation erschienen sein mag, wird dann einfach ein Dokument sein – sein Kunstcharakter wird es am Leben erhalten haben, während fast alles sonst Geschriebene von Staub bedeckt oder zu Staub geworden ist. Was wüssten wir vom Berlin der Gründerzeit ohne Fontanes Romane? Was wiegt eine Kulturgeschichte des ausgehenden Habsburgerreiches neben dem «Mann ohne Eigenschaften»? Vom alten Zürich der Jahre 1968 oder 1981 wird man nicht viel mehr wissen, als dass es da Unruhen gegeben hat – und den Schlüssel dazu nicht in zeitgenössischen Leitartikeln suchen, sondern, zum Beispiel, im «Stiller», oder im «Graf Oederland».

Diese Vision – so leid es mir für fast alle lebenden und toten Staatsmänner tut – ist realistisch (sofern natürlich *ihr* Realismus uns noch hundert Jahre weiter bringt). Sie werden Frisch nicht mehr an ihrem Weltbild messen; sie werden, wenn überhaupt, an ihm gemessen werden. Dass ihn die Schweiz des 20. Jahrhunderts ihrer Ehren nicht wert befand, wird nur noch eine kuriose Fussnote sein. Über die Tragweite und Beweiskraft des «Privaten», aufgearbeitet in einem Kunstwerk, wird man nicht mehr streiten müssen; man wird in der Möglichkeitsform das *Wirkliche* erkennen, das die Zeitgenossen bewegt hat. Und was heute noch nicht wahr sein darf, wird, als das Bild *unserer* Geschichte, in den Schulen gelehrt.

«Am meisten aber und gewaltig imponierte mir seine Stellung zur Heimat, welche in der That einer Schutzgeistes glich: er sorgte, lehrte, warnte, schmolzte, strafte väterlich und sah überall zu dem, was er für recht hielt.» Werden diese Sätze Meyers über Keller einmal auch auf Frisch passen? Wohl auch in hundert Jahren nicht – aber der Abstand, der sie von den Tatsachen trennt, wird dann wohl nicht mehr so leicht zulasten von Frischs Patriotismus gehen – oder was man im alten Zürich *nicht* dafür ansehen wollte. Man wird so frei sein, diesen Patriotismus gerade in der Kritik zu sehen, mit der er seinem Land nahertraf, weil es ihm nahe war. Man wird so frei sein, im Konflikt die enttäuschte Liebe zu erkennen, aber auch die Konflikte, in denen sich die Schweiz selbst befand – die zu bestehen sie keine Chance hatte, solange sie sie leugnete und in denen, die sie anmeldeten, zu unterdrücken suchte. Viele, die nicht berühmt waren, sind an dieser braven Unterdrückung kaputtgegangen. Man wird froh sein, dass da jemand war, dessen Kunst ausreichte, die Tatsachen beim Namen zu nennen.

Viele Leser sind schon heute so frei, Frisch für die Erfahrungen, die er in seiner Arbeit als Schriftsteller gesammelt, als Person beglaubigt hat, zu danken. Sie wissen, dass das Private, recht besehen, nicht mehr privat ist; sehr viel weniger privat als die sogenannte öffentliche Meinung. «Es darf keine Privatleute mehr geben!» hatte Gottfried Keller in seiner 48er-Jugend fordern dürfen. Frischs sogenannte Privatheit, bis ans Ende von «Holozän», ist *nicht* die Zurücknahme dieser Forderung nach einer gerechten, offenen, konvivialen Gesellschaft. Viel eher ist es diese Forderung in ihrer Frageform, als Frage an die eigene Person: Lebe ich selbst offen genug, dass mir das Leben mit andern gelingt? Die Frage nach der glaubwürdigen Gesellschaft hat ihren Grund im einzelnen, der sich frag-würdig geworden ist – leicht, gefällig oder grossartig ist sie dann nicht mehr zu beantworten. Die am wenigsten anfechtbare – weil *auch* mit der Anfechtung spielende – Antwort gibt das Werk. Frag-würdig: man kann Frisch nicht schätzen, solange man nicht sehen kann – wie kann man es *nicht* sehen? –, dass für

ihn das Fragen Würde hat; dass das Provokatorische daran auf die Menschenwürde zielt.

In der Kunst kommt es niemals auf die richtigen Antworten an – sonst wäre sie eine (schlechte) Primarschule –, sondern auf die richtigen Fragen. Ihre Richtigkeit ist an ihrer Fruchtbarkeit zu erkennen; daran, dass man ihnen, ohne sich selbst zu betrügen, nicht mit Ideologie oder Vorurteil begegnen kann, nur mit der eigenen Existenz. Wenn sie gestellt sind, sind wir es selbst, die uns ihnen stellen müssen – bei Strafe des Unlebens.

Für mich gehört Frisch zu den wenigen Zeitgenossen, aus deren Arbeit ich Mut zum Leben schöpfe und Lust zum Spielen. Nicht ganz nebenbei gehört er für mich auch zu den «Schutzgeistern» einer Heimat, die ich mir von keinem Vaterland – auch dem eigenen nicht – nehmen lasse; die aber auch *für* dieses Vaterland sprechen, wenn es mir dessen schnelle Verteidiger, die Realisten des Kurzschlusses, verbittern wollen. Bürgerliche Verantwortung – Frisch hat sie wahrgenommen, eher «schmollend» und «warnend» als «väterlich» – damit, und nur so, hat er bei vielen heimatlos gescholtenen Intellektuellen so etwas wie Vaterstelle vertreten können. In seiner Arbeit bleibt der Bürger, der er ist, durchsichtig auf den Citoyen, der zu werden er sich schuldig glaubte. Weil dieser Staat so wenig wie ein anderer ohne Citoyens auskommt? Nein: weil der freie Mensch jenseits jedes Staatszwecks für sich selber steht und spricht. An dieser Freiheit muss sich der Staat messen lassen – das ist auch der Sinn seiner Verfassung – und nicht umgekehrt. Er braucht keine Liebe und soll keine beanspruchen. Aber in dem Masse, als er die Bewegung freier Menschen zulässt, verdient er Loyalität.

«Zivilverteidigung»? Dazu gehört, dass das Zivile verteidigt wird. Frisch hat mehr getan. Er hat es verbreitet.

ELSBETH PULVER

## Wirklichkeit der Literatur

5. April 1981: Unter den heutigen Jugendlichen seien rund zehn Prozent als potentielle Aussteiger zu betrachten, stellt ein Forschungsbericht des deutschen Familienministeriums fest. Die «Mitenand-Initiative» ist unerwartet massiv abgelehnt worden; unter der Formel «Verdikt des Souveräns» wird sie ad acta gelegt werden. Warum ich darauf so gelassen